

Wildbader Tagblatt

Amtsblatt und Anzeiger für Wildbad und das obere Enzthal.

Nummer 216

Freitag 179

Samstag, den 14. September 1929

Freitag 179

64. Jahrgang

Die Insel der Ingrid Römer

Roman von Cläre Beller.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

Nachdruck verboten.

„Und rette mich, die du vom Tod errettet, Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tod!“ Die letzten Worte Iphigeniens hatten Ingrid's Lippen in inbrünstigem Flehen hingehaucht, doch immer noch stand sie starr den Antlitzes und blickte zum Meere hin: ganz langsam sanken ihre Arme endlich nieder, löste sich ihre Verzweiflung.

Da ließ Götz mit gewollt lauten Schritten zu ihr. Ihm war eine Idee gekommen, die ihn ganz und gar beherrschte. Atemlos sagte er:

„Etwas Modernes möchte ich von Ihnen hören, Fräulein Ingrid, können Sie etwas Modernes? ... Oder nein, nichts Modernes ... Vielleicht etwas aus Romeo und Julia ...“

Ingrid's Gesicht wandelte sich, in ihren Augen stand im Augenblick eine neue Welt. Auch die Haltung ihres Körpers war vollständig verändert, als sie begann:

„Oh, Romeo, warum denn Romeo? Verleugne deinen Vater deinen Namen. Willst du das nicht — schwör dich zu meinem Liebsten und ich bin länger keine Kapulet ...“

Götz schaute Ingrid jetzt mit messerscharfen Blicken an. Er wollte sie auf die Festigkeit ihrer Nerven prüfen, sie mit allen Kräften fördern, beitragen, sie aus der Einstellung ihrer Illusion reißen wollte er. Scharf und kalt gingen seine Augen an ihr. Allein Ingrid sah ihn gar nicht.

„Oh, Romeo, leg deinen Namen ab und für den Namen, der dein Selbst nicht ist ... Nimm meines ganz ...“

Ein Hinhauchen, ein Flüstern kam von Ingrid's Lippen, und in diesem Hinhauchen und Flüstern spiegelte sich ein Meer von Anbetung, ein Orkan an Liebe, Mut und Singabe ... So beendete Ingrid diese ihre Aufgabe.

Götz sagte noch immer kein Urteil. Seine Gedanken arbeiteten. Aber er war auch ein wenig fassunglos. War so etwas, was er da soeben gehört — erlebt hatte, möglich? ... War der Sache wirklich zu trauen! ...

Da stand sie noch immer, erregt zwar auch im Geiste und in der Seele, diese Ingrid, ein in einem völlig einsamen Haus auf einer Insel groß gewordenen junges Mädchen — Wie sagte sie: siebzehn Jahre und fünf Monate sei sie alt — und doch — eine Künstlerin von Gottes Gnaden! — Ein junges schönes Frauenwesen und bis in die Fingerspitzen erfüllt vom Geiste des Genies!

War es Ueberraschung des Empfandes, die in Götz freiste ... Ihm kam diese Frage, aber dann blickte er in Ingrid erleuchtetes Gesicht und bewußt und kräftig schüttelte er den Kopf. Nein, er war seines Urteils vollkommen sicher!

Er ergreift Ingrid an ihren beiden Händen. „Fräulein Ingrid, Ihre Sache soll von nun an meine Sache sein! Das verspreche ich Ihnen ...“ sagte er ernst und bedeutungsvoll.

„Sie glauben, daß ich als Schauspielerin wirken könnte? ...“

„Sie werden die Menschen begeistern und bis zum höchsten Gipfel des Gefühls tragen, Fräulein Ingrid, das ist — mein Urteil ...“

Eine intensive Röte kam vom schmalen Halsausschnitt ihres Leibes her und verbreitete sich unter der gleichmäßig gebräunten Haut ihres schlanken, feinen Halses hinauf bis zur Stirn.

„Weil Sie so gut und freundlich zu mir waren,“ sagte sie und ihr dunkler Beilichenblick lag sanft und voll und wie eine Lieblosung auf seinem Gesicht, „so will ich Ihnen — nur Ihnen allein sagen, warum ich — Schauspielerin und nicht Sängerin werden will.“

Sie setzte sich und Götz ließ sich ebenfalls nieder. „Ich traure um meine Mutter,“ sagte sie. „Und da sie nicht zu finden ist, wie Onkel sagt, so möchte ich so rasch als möglich eine berühmte Schauspielerin werden, deren Name überall in den Zeitungen genannt wird.“

Götz sah sie verständnislos an. „Ich denke, Mutter wird meinen Namen dann vielleicht einmal lesen, und dann — Mut fassen und zu mir kommen ...“

„Aber dasselbe könnte doch auch sein, wenn Sie Sängerin würden, Fräulein Ingrid ...“

„Ich denke, nein. Denn das wäre Mutter wohl eine allzu schmerzliche Erinnerung ... Und dann würde sie sich vielleicht erst recht vor uns verstecken ...“

„Welch liebe Seele hat dies Mädchen,“ dachte Götz, „welch eine ganz und gar wunderbare und liebe Seele ...“ Ingrid hatte eine Frage in ihrem Blick und doch zögerte sie, noch die Frage zu stellen.

„Was quält Sie noch, Fräulein Ingrid?“ half Götz ihr. „Da aber wurde sie ganz und gar rot überflammt, doch dann ebte ihr stürmischer Herzschlag wieder ab und sie sah still und leicht erblaßt da.“

„Dort unten ist Frau Söll, sie wartet darauf, zu erfahren, was Sie zu meinem Vortrag sagen ... Und sie hat Sehnsucht nach Ihnen ...“

„Sehnsucht? Frau Söll, nach — mir? ...“

„Ja. Lachen Sie nicht ...“

„Ich lache ja nicht ... Denn alles, was mit Ihnen zusammenhängt, Fräulein Ingrid, ist — ist mir bitterster Ernst ...“

„Frau Söll war ja ebenfalls Sängerin. Sie war Mutter's Freundin und erste Lehrerin. Weil sie aber keine so schöne Stimme wie Mutter hatte, blieb sie schließlich ganz und gar bei Mutter, überwachte ihre Übungen, ihr Hauswesen, beriet sie bei allen Fragen ... Und schließlich pflegte und verzog sie mich vom ersten Atemzug an. Oh, sie ist eine so gute, gute Frau! ...“

„Aber so wollen wir doch zu ihr gehen, Fräulein Ingrid ...“

„Da kommt sie ja schon ... Sehen Sie, da ist sie ja. Tante Söllchen! ... Tante Söllchen! ... Ach bitte, bitte, komm schnell ... Nein, nein, wir kommen zu dir, wartel ...“

Jetzt war Ingrid ein Kind. Zum ersten Male sah Götz sie fröhlich und ganz und gar sorglos und abermühtig. Ihre Augen blühten. Leicht wie eine Elfe lief sie die Tünen hinunter. Ihr Kleid flog und einen ihrer langen, schweren Böpfe hatte sie sich aus Uebermut um den schlanken Hals gewunden.

Götz sprang ihr so schnell er nur konnte nach, und unten auf dem flachen schmalen Strande angekommen, küßte er der zierlichen und sehr sympathisch aussehenden Rentnante Ingrid's, Frau Söll, die Hand.

„Schon seit Jahren betete ich jeden Tag darum, daß der gute Gott uns helfen möge und nun hat er uns — Sie geschickt ...“ sagte Frau Söll.

„So schlimm empfanden Sie den Aufenthalt auf der Insel? ...“

„Nein, das nicht ... für mich jedenfalls nicht. Ich bin sehr gern hier ... Aber Ingrid's wegen ...“

„Ja, das verstehe ich ...“

Götz ging neben Frau Söll her. Ingrid blieb zurück. Sie blätterte in einem Buche und begann eifrig darin zu lesen.

„Sehen Sie, Herr Götz, auch ich lebte ja einmal in der Welt der Kunst. Aber mein Talent war nicht groß. Und da ich in Ingrid's Mutter beständig ein Beispiel vor Augen hatte, wie eine wirkliche, eine ausserwählte Sängerin beschaffen sein muß, so gab ich meine Bühnenausbildung auf und widmete mich ganz und gar der Fürsorge meiner Freundin. Ihre Stimme war phänomenal ... Sie begauberte die Menschen, brachte sie mit dem kleinsten Lied zum Weinen oder zum Lachen, ganz wie es ihr beliebte. Sie brauchte nur den Mund aufzutun und ihren Atem strömen zu lassen ... Haben Sie Ingrid schon singen hören, Herr Götz? ...“

„Ja, aber nur aus der Ferne und nur wenige Töne und Kadenz ...“

„Ingrid hat fast die Stimme der Mutter. Ich sage — fast, nicht ganz. Sie müssen sie einmal wirklich singen hören ... Am liebsten meine ich, und ernsthaft dem Vortrag hingegeben ... Auch ihre Stimme hat etwas Verwunderliches und Zwingendes ... fast könnte man sagen Dämonisches ...“

„Ja, gnädige Frau, auch ich war ganz betroffen, als ich die Stimme einmal hörte ...“

„Hier die Leute bleiben stehen und horchen, wenn sie nur einen Ton über ihre Lippen bringt ... Ob es ein Kind ist oder ein alter Mensch, es ist ganz gleich, Ingrid's Stimme ist für sie ein wahres Zauberwort ... daher sagte ich vorhin — dämonisch ...“

„Ja, ich pflichte Ihnen bei, gnädige Frau, denn auch ich habe dieselbe Beobachtung gemacht ... Gleich am ersten Tage meines Aufenthaltes hier war es ...“

„Und nun denken Sie, daß Ingrid wie ein gewöhnliches Mädchen jahrelang alle Hausarbeit verrichtete ... Alle, auch die grobe und harte ... Eben jegliche Arbeit, als wenn sie Tagelöhnerin sei. Ihr Onkel wollte es so und da Ingrid wenig von dem Leben in der Welt kennt, so verrichtete sie diese Arbeit genau so vortrefflich und hingebungsvoll wie das Singen oder Kollensstudieren ...“

„Immer gesagt — Den geheißt — Geschirr aufgewaschen — Alles dies hat Fräulein Ingrid getan? ...“

„Jawohl. Oh, und sie versteht diese Arbeit vortrefflich, sie ist so eigen, mag kein Stäubchen leiden ... Auch tocht sie vorzüglich ...“

„Es liegt in dieser Erziehungsmethode ein guter Sinn. Und ich glaube, Fräulein Ingrid konnte keinen besseren Freund haben als ihren Onkel ...“

„Das ist gewiß. Auch ich verkenne das alles, was er in seiner scheinbaren Härte beabsichtigt, seinen Augenblick. Nur ist jetzt die Zeit gekommen, wo Ingrid's Zukunft bedacht werden muß ...“

Götz nickte unwillkürlich zu dieser Aeußerung der besorgten Dame. Diese fuhr dann sogleich fort:

„Ich bin nahe den Sechzigern und kann sterben. Und auch Ingrid's Onkel ist kein junger Mann mehr; er gibt mir nur ein paar Jahre nach im Alter. Soll dies völlig lebensunkundige Kind da vielleicht plötzlich allein auf dieser verlassen Insel zurückbleiben? Oder wie stellt sich der Pfarrer Ingrid's Zukunft vor? ...“

„Er ist innerlich noch immer wund. Die Narben in seinem Herzen von den schweren Schicksalsschlägen zurückgelassen, werden wohl nie zu Schmerzen aufhören. Deshalb ist es ihm wohl unmöglich, sich mit der Welt auszusöhnen ...“

„Ja, so ist es ...“

„Ich freu mich, gnädige Frau, daß ich Sie kennen gelernt habe, denn Sie sind, wie Fräulein Ingrid mir erzählte, ja in Wirklichkeit ihre zweite Mutter gewesen ...“

„Und bin es heute noch ...“

„Nachdem ich Fräulein Ingrid nun auch als Schauspielerin kennengelernt, und erkannt habe, daß sie ein Bühnengenie ist, werde ich morgen mit Pfarrer Römer Ihre Wege in entschiedener Weise sprechen ...“

„Das wollen Sie wirklich tun, Herr Götz? ...“

„Ja, es ist für mich eine Gewissensangelegenheit geworden und ich werde alles aufbieten, um Pfarrer Römer zu belehren ...“

„Und ...“

„Ich will nicht vorgreifen ... Jedenfalls aber ist es eine Notwendigkeit, daß Fräulein Ingrid das einsame Haus auf der Insel verläßt ...“

„Ich freu mich unsagbar, daß Sie mit uns im Bunde sind. Der Himmel hat Sie uns gesandt, Herr Götz.“

„Ich habe Pfarrer Römer viel mitzuteilen. Und da mein Urlaub in wenigen Tagen zu Ende ist, so werde ich ihn morgen aufsuchen ... Jedenfalls, gnädige Frau, stehe ich zu Ihnen und Fräulein Ingrid, selbst, wenn es mit ihm zu einem ernsthaften Kampf kommen sollte. Das sage ich Ihnen im Voraus. Ich glaube aber ...“

„Was glauben Sie, Herr Götz? ...“

„Wir leben nicht von ungefähr, wir Menschen, gnädige Frau, und deshalb glaube ich fast, daß eine höhere Vorsehung mich hierhergeführt hat ... Meine Zuversicht,“

daß sich alles mit Fräulein Ingrid zum Guten und Glücklichen wenden wird, ist darum ziemlich stark ...“

„Ach ja, gebe es Gott, daß dies junge, gute Blut einmal ein besseres Schicksal hat, als hier auf der Insel zu verbrennen ... Oder ...“

„Oder? ...“

„Ach — Ja, möge ihr auch ein besseres Los beschieden sein als das Ihrer Mutter ...“

Götz blickte sich um, aber Ingrid war nirgend zu sehen. Er schaute verwundert und enttäuscht drein.

„Lassen Sie sich ihre Verschwinden nicht wundern, Herr Götz. Dies Mädchen ist nun einmal so ganz anders als der gewöhnliche Mensch. Das Erlebnis mit Ihnen heute hat sie wohl innerlich sehr ergriffen, nun ist sie da irgendwo einsam und starr und träumt der Zukunft entgegen. Ich werde zu ihr gehen, wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen ...“

„Ich bitte, gnädige Frau ... Ja, gehen Sie zu ihr, sprechen Sie mit ihr und sagen Sie ihr, daß ich — daß ich — ihr Freund fürs Leben bin ...“

„Das darf ich bestellen? ...“

Götz nickte und er konnte nicht verhindern, daß sich dabei eine feine Röte über sein Gesicht ergoß.

10. Kapitel

Zum ersten Mal seit fast drei Wochen, die Götz nun schon auf der Insel verweilte, zeigte sich am nächsten Morgen der Himmel bewölkt und das Barometer stand auf Sturm. Die Kinder waren, wie Frau Struve Götz erzählte, nicht zur Schule gebracht worden, da allen Anzeichen nach, ein Unwetter bevorstand.

Götz hörte nur flüchtig nach dem Hirt was Frau Struve sagte, er war in Gedanken und hatte bereits sein Badezeug in der Hand um zum Meere hinunter zu steigen und sein gewohntes Bad zu nehmen.

Als er auf der Höhe der Dünen sich befand, auf einem Weg der zwar beschwerlich war, den er aber des zerflüsternden Bodens wegen, und auch weil er von hier aus überraschend schöne Ausblicke auf das Meer hatte, sehr liebte, da kam ihm das völlig veränderte Bild seiner Umgebung doch zum Bewußtsein.

Wie tot lag das Eiland da. Der Himmel war ohne Sonne und so standen alle Gewächse und Gegenstände stumm und grau da. Das grüne Wasser des Meeres ging in kurzen, stoßenden Wellen die ihre weißen Schaumkämme hochaufspritzten. Entsetzt und böse sah das Meer aus, so, als ob vom Grunde aus gigantische, tückische oder kämpfende Gewalten das Wasser bewegten.

Götz entkleidete sich rasch und stürzte sich in die erregte See. Eigentlich freute ihn das veränderte Aussehen des Meeres. Aufrühr, aber auch Kraft zeigte ihr Spiegelbild. Wer weiß, aus welchem Grunde und zu welchem Zweck es so sein mußte. Ließe sich ihr mit einem Male so ausgewechseltes Gesicht nicht mit dem Leben der Menschen vergleichen das unter einer glatten Oberfläche ja auch ungeheure Stürme und Kämpfe birgt?

In wenigen Sekunden rot massiert vom Aufsturm der Wellen, die kleine Steine und Sand mit sich führten, ging Götz diesmal nach kurzem Aufenthalt aus dem Wasser. Die Fischer auf der Insel hatten ihm erzählt, die kurzen, runden, gleichsam tosenden Trichterwellen der Ostsee seien gerade hier an der Insel sehr heimtückisch und gefährlich; sie brächten ihre Boote zum Scheitern und zögen Menschen in die Tiefe. Da wollte er es auf einen Kampf mit ihnen doch lieber nicht ankommen lassen und auf das gewohnte weite ins Meer hinaus! — wimmern verzichten.

Als ob die Luft mit Elektrizität geladen sei, dachte er hernach, als er unten am Wege entlang lief und den Aufsturz des Wassers beobachtete.

Da er es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, nach seinem Bade stets die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen von der Ingrid's roter Seidenwimpel wehte, war er, da er diesmal weiter oben auf den Dünen entlang lief nach einiger Zeit des Wanderns zu der kleinen Hafenanlage der Insel gelangt. Fast sämtliche Ruderboote hatte man bereits aus dem Meer herausgenommen, sie lagen hoch oben auf der Insel. Ein paar alte Fischer, unter ihnen auch Vater Petzsch, waren noch dabei ihre schweren Segelboote sicherer zu verankern; die leichteren zogen sie gleichfalls ans Land hinauf.

Nicht allzuweit von der Anlegebrücke entfernt, schaukelte ein ziemlich großes hübsches Segelboot aus feinem gelben Holz. Unruhig hoben die Wellen es raslos empor, um es doch sogleich wieder tief mit sich hinunter zu ziehen. Gefährlich sah das Spiel aus und ein Sachkundiger hätte meinen können, die stürzenden Wellen würden sich über das Boot ergießen und es in die Tiefe des Meeres ziehen.

Götz kannte das Boot, es war das hübscheste der Insel und gehörte Ingrid. Mit weißer Farbe war ihr Name von außen darauf gemalt. Stets, wenn die wütenden Wellen es hochbrachten, vermochte er den Namen darauf zu erkennen: Ingrid.

Ganz plötzlich verließ er das Gestade des Meeres und wandte sich zur Insel hinauf, seinem Fischerhäuschen zu. Allerlei Gedanken hatten die Herrschaft über ihn ergriffen. Auch nicht mehr zu unterdrückende Arbeitslust hatte ihn plötzlich erfaßt, nun, da er sich plötzlich wieder des einsamen Bühnenwerkes erinnerte.

Gerade aber als er wieder zur Insel empor steigen wollte, kam Ingrid in schneller Gangart angelaufen. Sie trug diesmal ihren Jungensanzug und eine Lederkappe, die sie sich bis auf die Augenbrauen gezogen hatte. Sie glich völlig einem Knaben.

„Ich wollte nur nach meinem Boot sehen“ sagte sie und dabei machte sie gleich Anstalten in ihr kleines Ruderboot hinein zu springen, das wie eine Rutschschale auf dem bewegten Meere hin und herantanzte.

„Sie wollen doch nicht etwa damit zu Ihrem Segelboot hindern, Fräulein Ingrid?“ fragte Götz.

„Oh, jetzt geht es noch sehr gut. Ich denke, ich muß einmal nachsehen.“

Aber da winkte der alte Petzsch, der sich unter den alten Männern befand und rief:

„Nein, Fräulein Ingrid, Ihr Segelboot liegt fest, da bleiben Sie nur hier. Das haben wir schon verankert.“

Fortsetzung folgt.

DIALON-Puder bewahrt Ihren Liebling vor Wundsein.

Sonntagsgedanken

Glaubensmut

Mut besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind über-
sieht, sondern daß man sie sehend überwindet.

Jean Paul.

Darum läßt Gott uns müde und schwach werden, damit
wir uns nach ihm ausstrecken und auf seine Hilfe harren
lernen. Keiner, der hoffend und harrend sich ihm naht,
bleibt ungegnet. Jede Seele, die zu ihm kommt, kehrt mit
neuer Kraftausstattung von ihm zurück. Conrad.

Mensch! Hinter dir findest du in deinem Leben lauter
Vorsehung! Warum nicht vor dir? Jean Paul.

Männlicher Glaube

Paßt der Christenglaube noch hinein in unsere männ-
liche, herbe, kämpfende und erobernde Zeit? Ist er nicht
zu weich und mild, zu sanft und süß? Bedeutet er nicht
eher eine Hemmung, für die Menschen, die in unserer harten
Wirklichkeit bestehen wollen, als daß er sie noch irgendwie
zu fördern vermöchte. Diese Frage steht auf gar manchen
Lippen, aber sie entspringt doch nur einer Bekennung
dessen, was am Christenglauben wesentlich ist. Der ist in
Wahrheit eine männlich herbe Kraft, in seinem
Mittelpunkt steht unverrückbar das Kreuz. Und Kreuz be-
deutet nun einmal Schmerz, Leiden, Hingabe, Opfer. Hier
ist das Mal einer Tapferkeit aufgerichtet, die über alles
hinausgeht, was im Leben der Völker und der Klassen an
Neuerungen des Muts und der Entschlossenheit verzeichnet
steht. Wer das einmal erkannt hat, dem wird der Christen-
glaube nicht mehr als etwas erscheinen, an dem sich ein
rechter Mann zu schämen hat, sondern als eine Kraft vor-
kommen, die ihn erst recht zu einem Mann machen kann,
der treu ist und der sich einsetzt für andere, den also kein
Mut weit über sich selbst hinausführt. Es gibt ein christ-
liches Heldentum, das gipfelhoch in der Geschichte leuchtet.
Gestalten wie Franziskus und Savonarola, Luther und
Calvin, Ernst Moritz Arndt, Blumard und Bodelschwing
sind keine milden Säuslinge gewesen, sondern Männer, um
deren Häupter die Wetter der Entscheidungen krachten. Und
wie viel stilles, großes Kämpfen der Namenlosen geht durch
die ruhigeren Tage unauffälliger Geschichtslosigkeit! Wir
begreifen, daß Christi Nachfolge keine Weichlinge erträgt
und sehen ein, wie uns in dieser Zeiten ungeheuren Bruch
solche Männer nützlich. Gerade für unsere Gegenwart ist
das Kreuz Christi besonders klar und ragend, ein rettendes
Zeichen und führendes Mal.

Politische Wochenrundschau

Kopfschüttelndes Aufsehen, als der Reichskommissar für
die besetzten Gebiete, Freiherr Langwerth von Sim-
mern das Haager Räumungsversprechen einen „neuen
Ausgangspunkt der Weltgeschichte“ nannte. Gewiß! Es ist
eine große Freude, nicht nur für die Rheinlande, sondern
für Gesamtdeutschland, daß bis 30. Juni 1930 nicht nur
Engländer und Belgier, sondern auch die Franzosen ge-
räumt haben sollen. Aber, wohlverstanden, das versprach
Briand nur unter der Voraussetzung, daß der Young-
plan vorher von Deutschland und Frankreich „ratifiziert“,
d. h. von den beiderseitigen Volksvertretungen genehmigt
worden sei. Nur die Engländer werden, wie wir schon in
der letzten Wochenrundschau berichtet haben, unter allen Um-
ständen den deutschen Boden verlassen, gleichviel, ob der
Youngplan angenommen wird oder nicht.

Aber die Franzosen? Deutschland ist also wieder
unter einen starken Druck gesetzt. Der Reichstag erst recht.
Ihm bleibt die schwere Wahl zwischen vorbehaltloser Unter-
werfung unter einen Zahlungsplan, der auf zwei Geschlech-
ter hinaus bindet, oder — der Fortdauer der Besetzung.
Gerade die Younggegner sind in einer verzweifelten Lage.
Man wird ihnen den Vorwurf ins Gesicht schleudern: Ihr
seid schuld, wenn die Rheinlande nicht frei werden. Und
diese Anklage ist nicht leicht zu nehmen.

Aber noch eine zweite Falle birgt das Haager Abkom-
men. Bekanntlich gelang es dem schlaun Briand, die
Saarfrage von der Tagesordnung abzusetzen. Diese
„Deutschland und Frankreich allein betreffende Frage“ soll
unter den beiden Parteien verhandelt werden. Somit fällt
jener Druck, den England auf Frankreich in der Räumungs-
frage ausgeübt hat, von vornherein weg. Man kann sich
lebhaft vorstellen, wie es dann gehen wird. Frankreich ver-
steht unter deutsch-französischer Verständigung stets die
Unterwerfung Deutschlands unter den fran-
zösischen Machtwillen. Von den andern im Hinter-
grund ihrer Lösung harrenden Fragen, der Korridor-,
Kolonial- und Anschlußfrage ganz zu schweigen.
Denn hierbei wird und will der Pole ein gewichtiges Wort
mitreden.

Wir Deutschen sehen also in eine düstere Zukunft. Um
diese etwas zu klären, hat Briand der Völkerbunds-
versammlung das Lustbild seines „Alleuropa“ vor-
gezaubert: „Ich habe mich einer Idee angeschlossen, die man
unvorsichtig genannt hat, die aber großzügig ist. Diese Idee
hat nach und nach an Boden gewonnen. Bewußt erscheint
es abenteuerlich für einen Staatsmann, sich auf diesen
Boden zu begeben.“

Ja, was will eigentlich Briand mit diesen „Bereinigten
Staaten von Europa“? Handelt es sich um eine Fokunion,
also um eine wirtschaftlichen Zusammenschluß der euro-
päischen Staaten? Darüber ließe sich reden. Denn Europa
hatte vor Versailles 26 verschiedene Zollgebiete mit 13
Währungen. Heute sind es deren 35 mit 27 Währungen.
6000 Kilometer Zollgrenzen mehr als im Jahr 1914! Und
diese vielen Staaten wetteifern untereinander, nicht im
Abbau der Schutzzollmauern, wie die Weltwirtschaftskon-
ferenz empfahlen hat, nein, jeder will den andern mit hohen
Zollschranken überbieten.

Anders die „Bereinigten Staaten von Nord-
amerika“. Dort sind's 50 Staaten, die zusammen so groß
sind wie Europa, aber ohne Zollschranken. Kein Wunder,
daß unter derartigen Wirtschaftshemmungen — dazu kommt
noch die fortschreitende Industrialisierung von Staaten, nach
denen wir ausführen — wir gegenüber andern Erdteilen,
namentlich Nordamerika, stark ins Hintertreffen geraten.
So hat die Produktion Nordamerikas seit 1913 um 26 Pro-
zent, die Europas nur um 5 Prozent zugenommen. Amerikas
Außenhandel ist gegenüber 1913 auf 137,6 Prozent gestie-
gen, während die europäische Einfuhr auf 93, die Ausfuhr
gar auf 84 Prozent gefallen ist.

Also wirtschaftliche Annäherung der durch den Ver-
sailer Vertrag in wibernatürlicher Weise zerrissenen Staaten
und Völker wäre schon recht, ja bis zu einem gewissen Grade
zu begrüßen. Aber auch politisch? Rein, niemals. Daß
Briand so etwas im Sinn hat, zeigte sich bei dem von ihm
veranstalteten Europa-Frühstück. Der südslawische
Außenminister Marinkowitsch, hinter dessen Worten
sicherlich Briand steckt, meinte, eine wirtschaftliche Annähe-
rung genüge nicht, die politische Annäherung müsse
damit Hand in Hand gehen. Und zwar sei Paris der
einzig richtige Ort, an dem die „Arbeit für die Bildung einer
europäischen Einheit zusammengefaßt werden soll“. — Das
fehlt gerade noch: Frankreich an der Spitze Alleuropas.
Ein Bundesparlament, in welchem Deutschland und das
Deutschum jedesmal überstimmt werden soll. Man muß
sich billig wundern, daß der deutsche Vertreter, wenn
auch unter Vorbehalten, dem Briandschen Plan zugestimmt
hat. England wird diesen Schwindel nicht mitmachen. Und
wozu dann noch einen Völkerbund, für dessen Palast in
diesen Tagen der Grundstein gelegt wurde? Und was würde
Amerika zu dieser Europafront sagen?

Außer dem Phantastengebilde von „Alleuropa“ kam in
Genf bis jetzt nichts Neues zum Vorschein. Ueber den
Minderheitenschutz wurden schöne Reden gehalten,
namentlich von dem blauen Ministerpräsidenten Wolde-
maras, der allerdings sehr nötig hätte, in dieser Sache
zuerst vor seiner eigenen Türe zu kehren. Reden, gewiß,
aber nicht mehr. Die Rühmeyer des Versailer Vertrages
schlehten darüber. Sie wollen, wie der Brasilianer R e l l o
Franco früher einmal sagte, „Stück für Stück die Errich-
tung der vollständigen nationalen Einheit“ d. h. die all-
mähliche Entnationalisierung der Minderheiten, namentlich
des Deutschstums, das mit über der Hälfte an den nationalen
Minderheiten beteiligt ist.

Ueberhaupt hat man den Eindruck, daß Genf eine Schufe
für internationale Höflichkeit sei. Jeder sucht den andern
an Lohhudelei und Schönerederei zu überbieten. Selten
gibt's hierin Ausnahmen. So hat allerdings der 82jährige
ungarische Graf Apponyi rundweg die Aufhebung
des ungarischen Friedensvertrags von Trianon verlangt,
und der chinesische Vertreter die endliche Durchführung
des Artikels 19, der eine Abänderung undurchführbar ge-
wordener Verträge vorsieht, beantragt. Als ob Frankreich
sich je darauf einlassen würde? Das „Versailer Europa“
ist für den Franzosen ein unabänderlicher Glaubensartikel,
an dem nicht gerüttelt werden darf, und der Völkerbund ist
die Bürgschaft für dieses Europa.

Bei unseren österreichischen Nachbarn gab es auch einen
Trauertag: Jahn Jahre St. Germain! Kein Staat
ist so schrecklich mißhandelt worden wie das zerrissene Oester-
reich. Nirgends liegt die Wirtschaft so erbarmungswürdig
darnieder als in diesem kleinen Gemeinwesen, dem r.a.n das
Hinterland und damit den größeren Teil seiner Ausfuhr-
möglichkeiten geraubt hat. In keinem Staat geht es heute
so toll zu, wie bei unserem Brudervolk, wo bewaffnete
Kampferbände, die Heimwehrleute und der republikanische
Schuhboden, jeden Augenblick übereinander herfallen können.

Wiederum haben die Führer der großen landwirt-
schaftlichen Verbände ein gemeinsames Schreiben über
die kritische Gesamtlage der Landwirtschaft an den Ernäh-
rungsminister gerichtet. Dasselbe fordert sofortige Reichs-
hilfe, namentlich bezüglich des Vermahlungszwangs, der
immer noch nicht richtig funktioniert, der Depression am Vieh-
markt, der verschleppten Butterzollerhöhung, der Befreiung
von der Tilgung der Rentenmarktschneide u. a. m. Ueber-
haupt wird mit zunehmendem Unmut über unsere Ver-
schleppungspolitik — man denke an die Reform der
Arbeitslosenversicherung, die gar nicht vom
Fleck kommen will — geklagt und geschimpft. Auch in der
Politik gibt der doppelt, der schnell gibt. W. H. Z.

Deutsche Tropenmediziner in Tübingen

Tübingen, 12. Sept. Am Mittwoch abend wurde in
Tübingen die 9. Tagung der Deutschen Tropenmedizinischen
Gesellschaft in den Räumen des Deutschen Instituts für ärzt-
liche Mission von dessen Direktor Prof. Dr. Opp erdöffnet.
70 Teilnehmer hatten sich zu den Beratungen zusamen-
gefunden. Unter den Ehrengästen sah man den Vorsitzen-
den der Malaria-Kommission des Völkerbunds, Vertreter der
Reichs- und Landesregierung, der Marine, der Universität
und der Stadt Tübingen, sowie eine Anzahl ausländischer
Vertreter.

Der Vorsitzende des Verwaltungsrats des Missionsärzt-
lichen Instituts, Fabrikant Paul Leckler-Stuttgart, be-
grüßte die Gäste. Die Grüße und Wünsche des Reichs-
ministeriums des Innern, des Auswärtigen Amtes, des
Reichsgesundheitsamts, des Reichsarbeitsministeriums und
der Reichsmarine überbrachte Ministerialrat Prof. Dr.
L a u t e. Dankbar anerkannte er die Verdienste des Ham-
burger Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheit und der
beiden konfessionellen missionsärztlichen Institute, des evo-
angelischen in Tübingen und des katholischen in Würzburg.
Auch der Vertreter des Württ. Kultministeriums, Min. Dir.
Dr. M e n d i n g, gab seiner lebhaften Freude darüber Aus-
druck, daß mit dieser Tagung die offizielle deutsche Tropen-
medizin, die bisher fast immer mit ihrem Tagungsort zwi-

schen Berlin und Hamburg abgewechselt hätte, zum ersten
Male die Mainlinie überschritten habe. Weiter sprachen der
Rektor der Universität, Dr. Henning, der Dekan der
medizinischen Fakultät Professor Dr. Dertel, Oberbürger-
meister Scheef, als Vertreter des Deutschen Auslands-
Instituts Prof. Dr. Uhlirg. Zum Schluß dankte der Vor-
sitzende der Gesellschaft, Geh. Rat Dr. R o c h t - Hamburg, für
die warme Aufnahme der Tagung in der schwäbischen Uni-
versitätsstadt.

Die Landwirtschaftliche Ausstellung in Marbach

Marbach, 12. September. Tages- und Fachzeitungen
aller Art und Ausstellungsplakate werben schon seit Wochen
in Aufrufen und Aufsätzen und treffenden Bildern für die
Landwirtschaftsschau des S. Bauverbands vom 13. bis 16.
September. Für den 15. September ist noch eine ganz be-
sondere Sache vorgesehen: Ein Festzug, der in verschie-
denen Gruppen andeutungsweise den Gang der Entwicklung
unserer Landwirtschaft aufzeigen wird, von den Steinzeit-
bauern vor 6000 Jahren bis zur Jetztzeit nach dem Krieg.
Zwischen diesen beiden Bildern sind aufgenommen im Fest-
zuge die bedeutenden Wendepunkte in der Entwicklungs-
geschichte unserer Landwirtschaft: die Zeit der Römer und
Germanen, die Zeit der Abhängigkeit der Bauern von ihren
Grundherren, die Kämpfe eines Matern Feuerbader und
seiner Bauern von Großbottwar vom Jahr 1525, die Ein-
führung der Kartoffel in Kleinbottwar vom Jahr 1760, die
Festtagd Herzog Karl Eugens von 1744, die Hungerjahre
1816/17, eine Bauernhochzeit aus dem Bottwartal um 1850,
Tabakwagen aus Reibelsheim, Hopfenerte aus Höpfig-
heim, altdeutsche Weinlese aus Benningen u. a. m.

Der Handel mit den Liquidationsüberschüssen

Bei dem Handel in Haag um die englische Forderung haben
die „Ueberschüsse aus dem liquidierten deutschen Eigentum“ eine
große Rolle gespielt. Unter grober Verletzung des Völkerrechts
haben bekanntlich feinerzeit die ehemaligen Feindverbündeten
untereinander ausgemacht, das außerhalb des Deutschen Reichs
liegende deutsche Eigentum — dem Feindbund gehörten ja mit
verhältnismäßig wenigen Ausnahmen fast alle Staaten der Welt
— einzuziehen und zwar selbst in den deutschen Kolonien,
der Plan, Deutschland wirtschaftlich zu erstickeln, der von
England ausgegangen sein soll, war der Hauptgrund des Welt-
kriegs und so alt wie die Vorbereitung des Kriegs selbst. Des-
halb schrieb die angesehen Londoner „Sunday Review“ schon im
Jahr 1911: Nach der Niederwerfung Deutschlands werde es in
England niemand geben, der nicht um so viel reicher wäre.

Das beschlagnahmte Eigentum wurde nach dem Krieg zu den
sicherlichsten Preisen eingeschätzt und an Angehörige der betreffen-
den Staaten versteigert oder „liquidiert“, d. h. „flüssig gemacht“.
Den Ueberschuß des Versteigerungsvertrags über ihren eigenen
wirklichen oder angeblichen Kriegsverlust an Privateigentum (ver-
steuerte Handelsschiffe u. m.) Die sogenannten Liquidations-
überschüsse behielten die betreffenden Feindstaaten zunächst
für sich. Die Vertreter von Frankreich, Belgien, Italien und
Japan vertreten nun auf der Haager Konferenz den sonderbaren
Standpunkt, die Liquidationsüberschüsse seien gemeinsames
Eigentum aller Staaten, die Reparationsansprüche an Deutsch-
land stellen. Sie wollen großmütig auf die Ueberschüsse
in England verzichten, die ohne die Dominions etwa
250 Millionen Goldmark ausmachen. Diese 250 Millionen sollten
dazu dienen, zur Beirichtung der englischen Anprüche (48 Mil-
lionen Mark jährlich mehr — 37 Jahre lang — aus dem Young-
plan zu beirichten. Snowden biß auf diesen Speck nicht an;
vielleicht wollte er sich die Möglichkeit, den völkerrechtlichen Lie-
bstahl — denn nichts anderes sind die Liquidationen — an
Deutschland einmal zurückzugeben, nicht nehmen lassen. Die
schlimme Pariser Entschädigungskommission selbst hat 1928 an-
erkannt, daß die Liquidationsüberschüsse an Deutschland zurück-
gegeben werden können. Frankreich hat die Rückgabe schon
1926 — versprochen; Japan hat über 70 v. H. der Liquida-
tionserlöse zurückgegeben, Italien einen Teil und Belgien will
nach der Marktregelung ebenfalls verzichten. Die Vereinigten
Staaten haben die Rückgabe durch Gesetz festgelegt und sind noch
in der Durchführung begriffen. Die Südafrikanische Union hat
95 v. H. freigegeben. Das nicht liquidierte deutsche Eigen-
tum in den feindlichen Ländern gehört nach Kap. 9 Abs. 4 des
Youngplans unzweifelhaft den deutschen Eigentümern, die Ver-
bündeten können hierüber überhaupt keine Verfügung treffen. Und
daran muß die Reichsregierung unbedingt festhalten. Auf dem
Weg der Freigabe des liquidierten und nicht liquidierten deutschen
Eigentums muß Deutschland wieder zu einer völkerrechtlichen
Sicherheit von Kapitalanlagen im Ausland zu einer Art Rei-
loggpaß des Privateigentums gelangen.

Der Gesamtwert des noch zu rettenden deutschen Eigen-
tums und der Liquidationsüberschüsse ist sehr bedeutend.
England hat zwar 1928 aus den britischen Konzeptionsgebieten in
China nicht liquidiertes Eigentum und 75 v. H. der dortigen
Liquidationserlöse freigegeben, in England selbst aber stehen, wie
bereits bemerkt, noch 250 Millionen Liquidationsüberschüsse und
sehr beträchtliches nicht liquidiertes Eigentum
an dem Spiel. Dazu kommen noch sehr bedeutende Werte
in Australien, Kanada, Neuseeland und auf den
Samoa-Inseln, und endlich die „versprochenen“ Ueberschüsse
in Frankreich und Belgien sowie in Portugal.

Billiger Ersatz für Platin. Die mit dem Siemens-Konzern
in Erfindungs- und Patentauslastung stehende Westinghouse Electric
and Manufacturing Co. teilt mit, daß es ihr gelungen sei, einen
billigen metallischen Stoff „Komet“ herzustellen, der ein Ersatz sei
für das teure Platin (1 Gramm 7—8,20 Mark) in der Electro-
technik, namentlich als Metallfäden in Glühlampen und in ge-
wissen Teilen von Verbrennungsmotoren.

Pflege die Wäsche!

Wasch mit

Persil!

Die Persil-Wäsche ist der Inbegriff
neuzzeitlicher Wäschepflege.

Freude in Ihr Heim bringt Ihnen eine schöne
Haus-Standuhr
Direkt ab Spezial-Fabrik — ohne Zwischenhandel. Anerkannte
Qualität und Preiswürdigkeit.
von M. 60.— an.
Angenehme Telefonie. — Mehrjährige Garantie. Tausende Dank-
und Anerkennungsbriefe — Katalog kostenlos.
E. Lauffer, Spezialfabrik moderner Haus-Standuhren
Schwenningen a. N. (Schwarzwald)

Stuttgarter Kaufmann, Fachschule
E. Zepfacher Institut
mit Schülerheim
Stuttgart, Paulinestraße 37, Ruf. 60370
Neuaufnahmen:
21. Okt., 21. Jan., 21. April, 21. Juli, Jahresklassen A, B
15. Sept., 15. Nov., 15. März, 15. Mai Halbjahresklassen E
Lehrpläne unverbindlich und kostenlos



PFEILRING Lanolin CREME
das vollkommene Hautpflegemittel

Hypothekengelder
zur I. und II. Stelle sofort auszahbar
durch
ALBER & Co. G.m.b.H. STUTTGART
Friedrichstraße 60 / Telefon 221 45 49
NB. Schätzungsurkunden sind vorzulegen